

Leseprobe

Vergiss mein nicht

Unvergessene Momente, Erinnerungen & Erfahrungen

Hrg. Nina Sock; insgesamt 27 Autoren

Paperback, 188 Seiten, Format 14,8 x 21 cm, cremeweiß 90gr.

ISBN: 978-3-96174-148-9

15. Juli 2024

VK: 12,95 €

Edition Paashaas Verlag, www.verlag-epv.de



Auszug aus: Julia Nachtigall: An meinen Erzeuger

Seit langer Zeit war ich wieder auf dem Dachboden, weil ich mich von Dingen trennen wollte. Nachdem ich in Kisten und alten Umzugskartons gewühlt hatte, fiel mir der rosafarbene Koffer, den ich längst vergessen hatte, in die Hände. Ich betrachtete den Koffer und erinnerte mich. erinnerte mich an ihn, Peter, meinen Erzeuger.

Lieber Peter,

ich habe lange mit mir gerungen, jetzt gibt es keine Ausreden mehr. Nicht vor mir und vor niemandem sonst. Heute schreibe ich dir den Brief, der lange überfällig war.

Ich kenne dich nicht, habe dich niemals kennengelernt und hatte nie das Bedürfnis danach. Du hast meine Mutter und mich verlassen, als ich gerade mal achtzehn Monate alt war.

Achtzehn Monate.

Danach wolltest du nichts mit uns zu tun haben. Nicht mit meiner Mutter und nicht mit mir, deiner Tochter. Das hast du mir nie selbst gesagt, dazu war ich zu klein. Das hast du meiner Mutter gesagt, meiner Oma, meinem Opa und meinem Onkel. Die haben es mir gesagt, als ich alt genug war. Es muss wohl stimmen. Du wolltest einfach nichts mit mir zu tun haben. Deshalb wirst du in Familienkreisen, falls über dich gesprochen wird, Erzeuger genannt. Ein Vater warst du nie für mich.

Die Farbe des Koffers war verblasst und er roch muffig, aber so war das halt auf Dachböden. Ich schnappte mir einen alten Diddle-Block, den ich früher gesammelt hatte, nahm den Koffer als Schreibuntersatz und schrieb. Schrieb, bis alles raus war, was raus musste. Anscheinend brauchte ich das. Mir kam die einzige Erinnerung in den Sinn, die ich an Peter hatte. Es war nach der Trennung meiner Mutter und ihm, irgendwann besuchte er uns. Ein einziges Mal.

Ich war noch klein, vielleicht zwei Jahre, da kam ein Mann und hat mir diesen kleinen rosa Koffer geschenkt. Ich freute mich damals riesig darüber und verstaute erstmal ein paar Bücher und Spielsachen in meinem neuen Besitz.

Lieber Peter,

ich habe dich niemals nach deinen Ausreden gefragt und niemals Antworten bekommen. Was hättest du mir wohl geantwortet auf meine Fragen, die ich als Kind zwar nicht hatte, die mir heute so natürlich vorkommen.

Wo warst du, als ich meinen ersten Zahn bekam?

Wo warst du, als ich laufen lernte?

Wo warst du, als ich meine ersten Versuche auf dem Fahrrad startete, die anfangs kläglich scheiterten?

Wo warst du, als ich eingeschult wurde?

Welche Ausreden hattest du?

Will ich die Ausreden überhaupt hören?

Nein, das will ich nicht, denn ich habe einen Vater.

Meine Mutter heiratete noch ein zweites Mal, als ich sieben war. Das erlebte ich alles sehr intensiv mit. Ich erinnere mich noch gut an die Hochzeit und wie wir damals aussahen. Ziemlich 90er, würde ich sagen, aber das ist ein anderes Thema. Der zweite Mann meiner Mutter ist mein Vater. Wenn ich über meine Eltern spreche, meine ich meine Mutter und ihn. Du bist mein Erzeuger.

Langsam schmerzten meine Knochen, das lange Sitzen im Schneidersitz war ich mit über vierzig Jahren nicht mehr gewohnt. Eine einzelne Träne tropfte auf den Brief. Ich wischte sie vorsichtig mit dem Daumen weg.

Wie konnte es sein, dass es nur ein Teil gab, das mich an ihn erinnerte? Müsste da nicht mehr sein? Jetzt fiel mir wieder ein, dass ich den Koffer mal auf dem Flohmarkt verkaufen wollte. Er war für mich als 13-Jährige nichts weiter als ein Spielzeug, mit dem ich als Kind gespielt hatte und das ich danach nicht mehr brauchte.

Da sagte meine Mutter mir: „Verkauf den Koffer nicht, verschenk ihn nicht und schmeiß ihn auch nicht weg. Es ist das Einzige, was du von deinem Erzeuger hast.“

Deshalb gab es den Koffer noch, deshalb erinnerte ich mich. Wenn ich das nächste Mal mit meiner Mutter telefoniere, werde ich ihr von meinem Fund berichten.

Lieber Peter,

vor vielen Jahren machte ich mir Gedanken darüber, was passieren würde, wenn wir uns mal sehen. Eines war mir damals klar: Wenn Oma und Opa stürben, würden wir uns ganz bestimmt auf ihrer Beerdigung sehen. Denn was auch immer du gegen mich oder meine Mutter hattest, zur Beerdigung deiner Eltern würdest du sicher kommen, dachte ich damals. Ich bekam ungefähr ein Jahr vor Omas Tod eine Mitteilung über eine andere Beerdigung. Es war deine.

Das ist jetzt alles mindestens 15 Jahr her, aber du sollst trotzdem wissen, was ich denke. Keine Ausreden mehr.

...

Auszug aus: Brigitte Vollenberg: Der Ausflug

Ich half ihr in den leichten, beigefarbenen Sommermantel hinein.

„Zuppelst du mir mal den Kragen zurecht?“, fragte sie.

Ich fingerte an ihrem Hals den verknitterten Stoff von innen nach außen und strich ihn glatt.

„Kann ich so auf die Straße gehen?“, fragte sie mich. Ihr Blick haftete an mir.

„Aber klar doch“, antwortete ich und trat ins Wohnzimmer, nahm die Fernbedienung zur Hand, schaltete den Fernseher aus und griff nach meiner Jacke, die ich locker über die Sessellehne geworfen hatte. Als ich in die Diele zurückkam, hatte meine Mutter den hellen Mantel wieder ausgezogen und sich ihren dicken, dunkelblauen Wintermantel aus dem Schlafzimmerschrank geholt und diesen angezogen. Sie kokettierte mit ihrem Spiegelbild.

„Mutter, es ist nicht kalt draußen“, sagte ich. „Du wirst schwitzen. Warum möchtest du diesen Mantel lieber anziehen?“

„Warum, warum, frag nicht. Darum“, war ihre Antwort. „Ich hab es mir eben anders überlegt. Sehe ich so nicht besser aus?“

„Aber Mutter, du siehst doch immer gut aus. Selbst dein Alter sieht dir niemand an.“

Sie fühlte sich geschmeichelt. „Ehrlich?“, fragte sie nach.

„Ehrlich“, antwortete ich, „du bist die tollste alte Dame, die ich kenne.“

Zufrieden betrachtete sie sich im Garderobenspiegel und lächelte ihrem Spiegelbild zu.

„Hast gehört, ich sehe gut aus“, flüsterte sie Richtung Spiegel. „Das Kompliment hat dein Vater mir gestern auch gemacht“, sagte sie.

Mein Vater war seit dreißig Jahren tot, aber ich freute mich, dass er in Mutters Erinnerung immer noch so präsent war. Glücklicherweise hakte sie sich bei mir ein.

„Startklar“, sagte sie und grinste mich an.

„Mutter, würdest du mir bitte einen Gefallen tun, bevor wir unseren Ausflug beginnen?“

„Aber sicher! Schieß los! Was kann ich für dich tun?“, fragte sie.

„Ich habe die Bremsen schon gelöst. Würdest du bitte deinen Rollator mitnehmen?“ Ich wusste, dass sie dieses Hilfsmittel ablehnte, zumindest bei mir, bei meinem Bruder nicht.

Sie zögerte. „Kannst du das Ding nicht für mich schieben? Sonst sieht ja jeder sofort, dass ich alt bin. Wenn du dich daran festhältst, fällt es nicht auf, dass es meiner ist. Wir brauchen es ja nicht jedem auf die Nase zu binden.“ Ein kleiner Schubs von ihr und das Wägelchen rollte durch die Diele. Sie trat ins Treppenhaus und stellte sich vor den Aufzug.

Ich bugsierte das Ding in den Flur, verriegelte sorgsam die Tür und stellte mich neben sie. Wir warteten gemeinsam auf den Lift.

„Herrje, der Aufzug ist heute aber wieder lahm“, sagte ich.

„Ja, find ich auch“, war ihr Kommentar.

Ich überlegte, wie ich meiner Mutter würde beibringen können, dass unser kleiner Ausflug heute ausfallen musste, wenn das Ding mal wieder defekt war, was öfter vorkam. Sie war nicht in der Lage die Treppen zu nehmen, auch wenn ich sie unterstützte.

„Der wird schon kommen“, unterbrach sie die Stille. Und dann entdeckte ich, dass der kleine rote Leuchtring rund um den Knopf mit dem Pfeil nach unten gar nicht blinkte.

„Hast du den Aufzug gar nicht gerufen?“, fragte ich.

„Meinst du, wenn ich rufe, kommt er schneller?“, antwortete sie.

Ich drückte auf den Knopf. Während ich noch überlegte, ob es Ironie war, oder ob sie das – „Rufen“ in der ursprünglichen Bedeutung nutzte, sagte sie leise: „Hallo Aufzug! Wird's bald.“ Sekunden später öffnete sich die Aufzugstür.

...

Auszug aus: Holger Thomas Lang: Reine Routine

„Du musst dich beruhigen, Junge.“ Sie hatten sich wirklich sehr große Mühe gegeben. Ich war elf und musste mich einer Routineoperation unterziehen. Es war nach den Pfingstferien – unmittelbar. Zu dieser Zeit bedeutete dies, dass ich nach der OP 14 Tage im Krankenhaus bleiben musste. Und es bedeutete mehr. Heute können Eltern täglich zu Besuch kommen, stundenlang, wenn sie wollen. Damals war zweimal die Woche Besuchszeit und das dann auch zeitlich begrenzt. Wir schrieben das Jahr 1988.

Am Morgen des 7. Juni schien die Sonne in mein Krankenzimmer. Alle waren freundlich. Ich rief meine Mutter an und gab mich zuversichtlich, weltmännisch – ein großer Junge eben. Aber ich hatte erbärmliche Angst. Um 14:30 Uhr sollte die Operation stattfinden. Ich durfte nichts essen bis dahin, nüchtern musste ich sein, wie gehabt also. Je später der Vormittag wurde, desto nervöser wurde ich. Dr. Wenninger, ein freundlicher Arzt, würde die Narkose durchführen. Er hatte ruhig und lange mit mir gesprochen.

„Und du brauchst keine Angst zu haben. Wir passen schon auf dich auf.“

Und immer näher rückte der Zeitpunkt. Was, wenn ich nicht mehr aufwachen würde? Was, wenn ich gar nicht erst schlafen würde? Oder noch schlimmer. Ich hatte einen Film gesehen, meine Eltern hatten schon geschlafen, ich hatte einen Film gesehen, da war ein Patient während der Narkose aufgewacht. Er hatte die Operation voll mitbekommen, er konnte nicht auf sich aufmerksam machen, sich nicht bewegen – was für ein schrecklicher Gedanke. Tränen stiegen mir in die Augen.

Etwas mehr als eine Stunde vor der Operation brachten sie mir Tropfen, die ich nehmen sollte. Ich trank das Zeug.

„War gar nicht schlimm, oder?“

Ich war müde und döste sogar ein, aber als sie kamen um mich zu holen, war ich wieder hellwach – und leider war auch meine Angst auf dem Posten.

Sie schoben mich in den Vorraum des Op.

„Er muss da rüber auf den Tisch.“

Ich kannte den Mann nicht. Und dann setzten sie die Infusion, das heißt, sie versuchten es. Ich zuckte mehrmals zurück. Vor Nadeln hatte ich sehr große Angst.

„Das wird jetzt dann gleich ein wenig brennen.“ Dr. Wenninger war gekommen. Aber heute vermochte er es nicht, mich zu beruhigen. „Und dann wirst du ein wenig schlafen. Aber wie ich dir schon gesagt habe, wir passen schon auf.“

Ich hörte das hektische Piepen des Monitors, an dem ich angeschlossen war. Und dann wurde das Medikament injiziert. Es brannte tatsächlich, aber nicht sehr. Mir wurde kalt. Ich schrie und weinte.

„Du musst dich beruhigen, Junge. Stell dir einfach vor, du würdest am Radio sitzen.“ Die Stimme von Dr. Wenninger klang weit weg.

„Wo ist Dr. Jansen?“

Dr. Jansen war der Chirurg.

„Kommt gleich.“

Das hörte ich noch. Und dann herrschte Dunkelheit. Ein dunkler langer Flur. Ich spürte nichts. Alles war gut und ruhig.

Ich war über meinem Körper.

„... ist wach. Los, beeilt euch.“ War das Jansen?

„Na los, nicht rumtrödeln!“ Das war Dr. Wenninger. Aber er klang nicht freundlich. Mein Körper wurde zur Seite gedreht und ich erhielt eine intramuskuläre Injektion. Ich spürte den Einstich der Nadel, hart, aber es tat nicht wirklich weh. Was für ein Alptraum.

„... überstanden. Wir bringen dich jetzt in den Aufwachraum.“

„Ist ... ist alles gut?“

...